



Wittkowski.

Dr. Georg Wittkowski,

Professor an der Universität Leipzig, stellvertretender Vorsitzender der „Gesellschaft der Bibliophilen“.  
(Weimar.)



## Bibliophile Betrachtungen.

Von Georg Witkowski.

Als ich elf Jahre zählte und wir in der Schule Goethes Ballade „Der Sänger“ lasen, erzählte mir mein Vater, dieses Gedicht sei zuerst in einem Roman erschienen. Er öffnete den bis dahin verschlossenen Bücherschrank, um mir die vierzigbändige Goethe-Ausgabe und in ihr „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ zu zeigen. Die lange Reihe der Bände, die mich so viel ehrwürdiger, älter als meine Kinder- und Schulbücher anmuteten, erregte mir — noch heute spüre ich es deutlich in der Erinnerung nach — einen sehnstüchtigen Schauer gleich einem lockenden Schätze. Mit Kinderlist wußte ich die „Lehrjahre“ zu erschmeicheln und verschlang den Inhalt in fliegender Eile, dann folgten wahllos andere Goethebände nach, Schiller und die übrigen Großen, heimliche und deshalb doppelt süße Genüsse; denn die väterliche Erlaubnis war nur für den einen Ausnahmefall gewährt worden. In der Dämmerung, in irgendeinem Gebüsch des Gartens versteckt, überhörte ich nun alles Rufen, bis die Dunkelheit mich ins Haus zwang — und ich mir die Augen gründlich verdorben hatte.

Damals erwachte mein Instinkt für die alten Bücher. Bei einem der Büchertröbder auf dem nahen Königsplatz entdeckte ich bald nachher Walter Scotts „Leben Napoleon Buonapartes“ in einer Anzahl kleiner grüner Bändchen vom Ende der zwanziger Jahre. Diesen Schatz mußte ich besitzen, und so trug ich dem unersättlichen Verkäufer eine Jugendschrift nach der anderen zu, bis ich endlich diese Kostbarkeit — an sich etwas völlig wertloses — mit nach Hause nehmen durfte. Und dann glückte mir ein unvergleichlicher Fund. Ein anderer jener Buchhändler besaß einen Folianten, gebunden in Holztafeln und überzogen mit einem großen Pergament, das von Mönchshänden mit schwarzen und roten Buchstaben beschrieben war. Unter diesen Buchstaben aber schimmerten schwach andere durch. Eine Ahnung sagte mir, da müsse etwas unerhört seltenes, ein Geheimnis uralter Zeit verborgen sein. Als ich den Schmöcker



fortschleppte, glaubte ich ein Königreich zu besitzen. So vorsichtig es meiner gänzlichen Unerfahrenheit möglich war, löste ich die Pergamentdecke ab, barg sie in sicherer Schublade und holte mir Rat, wie mit chemischen Mitteln die verloschene Schrift wieder hervorzulocken wäre. Die Mühe blieb vergeblich und nach vielem Tupsen und Wischen besaß ich nichts als eine schmutzige alte Haut.

Von solchen Kindereien zu erzählen wäre Anmaßung, dürften sie nicht als Symptome einen gewissen typischen Wert ansprechen. Ähnliches mag jedem Leser dieses Almanachs in gleichem Lebensalter widerfahren sein, und jeder von uns Älteren mag für solche Neigungen vergebens bei Genossen und Lehrern Teilnahme erhofft haben, wenn nicht ein seltenes Geschick ihm einen der Wenigen entgegenführte, die damals, vor vierzig Jahren, schon die Freude am Buche im Stillen nährten.

Nur begegnete ein solcher Freund in dem greisen Geographen Julius Löwenberg, dem letzten Sekretär Alexander von Humboldts. Hart lag das Leben auf dem Achtziger. Mit reichen Kenntnissen und hohem Schriftstellertalent hatte er nicht so viel erwerben können, um die Not seinem langen Lebensabend fernzuhalten. Als er zu der großen wissenschaftlichen Humboldt-Biographie (Leipzig 1872 in drei Bänden) die Jugendgeschichte und die Bibliographie, gewiß die schwierigsten Teile, beitrug, ernteten andere den Ruhm und den Lohn. Er blieb, bis ihn ganz zuletzt eine Altersversorgungsanstalt aufnahm, derselbe Bohème, der schon im Jahre 1834 den Vorschuß des Verlegers zu einer Reise in die Schweiz mit den Berliner Kumpanen verhüllerte und dann doch seine „Schweizer Bilder“, so frisch wie nach der Natur, mit der Feder malte.

Löwenberg haufte auf dem Hofe einer alten Brauerei in einer Dachkammer. An einem Strick mußte man sich die steile Hühnerleiter hinaufwinden, um in sein kleines Zimmer zu gelangen. Da saß der Alte auf dem Nachstuhl, der ihm als ständiger Thron diente, am Schreibtisch zwischen den Bücherhaufen, das rötliche Haupt von der silberweißen, langen Mähne umwallt, das Auge unter den dicken Brauen hervorblickend, die im Alter wieder schwarz geworden waren. Aus den Fächern des großen Schreibtisches zog er die Mappen mit seinen geliebten Handschriften, den schönsten Stücken des Schiller-Körner-Briefwechsels, den zahlreichen kostbaren Humboldt-Autographen. Wohl hatte ihm die List Rünzels, des großen Händleramateurs, schon manches schöne Stück abgelockt; aber den Stamm hielt er in aller Not fest, bis er ins letzte Refugium übersiedelte.

Löwenberg war ein echter Bibliophile vom alten Schlag. Er hätte an Neudrucken und Handschriftenfacsimiles keine Freude gehabt. Er hätte die



Auflagen von 1200 numerierten Exemplaren verhöhnt, die Liebhaberausgabe auf imitiertem Büttenpapier mit aufbrausendem Zorn in die Ecke geschleudert und ihren Veranstalter mit seinem Lieblingswort bedacht: „Der Kerl ist ein Lummel mit drei m!“ Und er wäre gewiß, gleich unserem Altvater Grisebach, der Gesellschaft der Bibliophilen nur gezwungen beigetreten.

Auch ihm galt nur als erstrebenswert, was echt und selten war, was auf langen Spürwegen erjagt werden mußte. Das hegte und koste er dann, und der Besitz wurde ihm durch unablässige Beschäftigung damit immer teurer. Er mißhandelte seine Bücher nicht; er wäre nicht imstande gewesen, die Ränder mit Bleistiftbemerkungen zu verunzieren, wie es Rudolf Haym, der berühmte Verfasser der „Romantischen Schule“, den seltensten Erstdrucken seiner Romantiker antat, oder Kleists „Penthesilea“ von 1808 als Vorlage einer neuen Ausgabe in die Druckerei zu schicken.

Beim alten Löwenberg konnte man lernen, Handschriften und Bücher zu nutzen und zu pflegen, echte und falsche Werte zu erkennen und so in die Wissenschaft der Bibliophilie einzudringen. Denn sie ist wirklich eine Wissenschaft, weil in ihr eine Summe von Kenntnissen und Erkenntnissen zum Gewinnen neuer Tatsachen nach systematischem Verfahren angewandt wird, daneben freilich auch ein Sport, insofern sie um ihrer selbst willen getrieben wird, und eine Kunst, weil jener höchste Trieb des freien Menschen, den Schiller den Spieltrieb nannte, in ihr sich betätigt, zugleich mit ihm der Schönheitsfinn, genießend und zuweilen auch schöpferisch.

Von alledem muß in jedem Bibliophilentum etwas mitklingen, als deutlich vernehmbarer Unterton aber die Sonderart des Einzelnen. Mögen sich auch die Wege der Sammler an vielen Stellen kreuzen, so wird doch jeder nach Möglichkeit die Pfade der anderen meiden, am meisten aber die breite ausgetretene Straße, auf der die Masseninstinkte einherwandeln.

Reiz und Gefahr der Bibliophilie rinnen aus dieser gemeinsamen Quelle. Je enger das Dickicht wird, je mühsamer ein Buch, ein fliegendes Blatt, eine Handschrift zu erlangen ist, um so mehr scheint das Wild des Schweißes der Jäger würdig und leicht entgeht ihnen das Gefühl für die eigentlichen Werte. Das Seltsame, das Groteske und Perverse reizt die feinsten Gefühlsnerven stärker als die normale Gesundheit des Inneren und Äußeren, und das Suchen nach Erregungen solcher Art leitet hinab in die Abdominalregion, wo sie am sichersten und fühlbarsten ausgelöst werden.

So kommt es zu der oft bemerkten und immer wieder abgeleugneten Verwandtschaft von Bibliophilie und Erotik. Indem man die Ursachen dieser Erscheinung erkennt, ergibt sich zugleich ihre Berechtigung. Die Industrie der



Rantheidenbücher und -bilder muß mit allen Mitteln bekämpft werden, denn sie bedroht in gemeiner Erwerbögier die unabgestumpften Genieser an Seele und Leib. Wo jedoch naive Selbstdarstellung oder starkes Künstlervermögen das Bereich des Geschlechtslebens mit allem anderen Menschlichen sich zueignet, darf das Schaffen nicht beschränkt werden. Hier fühlt der künstlerische Mensch ästhetische Reize vornehmer Art, unberührt von jeder niederen Begier, und er muß sich als ihr Verteidiger gegen Philistertum und Heuchelei, gegen kunstfeindliche Prüderie und stumpfe Unbildung zur Wehr setzen, mehr noch als im eigenen Interesse für die Künstler, denen die blöde Menge und das Strafgesetz nicht gerecht zu werden vermag.

Auf der anderen Seite wird sich das verfeinerte Empfinden noch viel stärker als die vom Gesetz vertretene bürgerliche Moral gegen jede Spekulation auf niedere Triebe empören. Ja, es darf behauptet werden, daß solche Spekulation mit Hilfe der ästhetischen Bildung viel schneller und sicherer festgestellt werden kann als auf Grund des sogenannten Gemeinurteils und mit Hilfe juristischer Kriterien. Wir Bibliophilen und unsere Gesinnungsgenossen sind die einzigen berufenen Richter darüber, was auf unserem Gebiete Duldung verdient. Jede andere Instanz müssen wir ablehnen, nicht aus Furcht oder Hochmut, sondern weil die Kompetenz innerhalb eines ethischen und ästhetischen Bezirks keiner fremden Macht gehören darf, sollen nicht schwere Rechtsverletzungen entstehen. —

In völlig veränderter Beleuchtung erscheint jedoch die Frage der zulässigen Literatur und Kunst, sobald man sich bewußt wird, daß es nicht möglich ist, die in den Handel gelangenden Erzeugnisse dem unbegrenzten Abnehmerkreis zahlungsfähiger Käufer vorzuenthalten. Gerade von der erotisch gefärbten Literatur gilt Goethes Wort: „Liest doch nur jeder aus dem Buch sich heraus!“ Es hieße sich absichtlich verblenden, wollte man leugnen, daß der „Decamerone“ oder gewisse Zeichnungen Rodins oder eine Venus Tizians Unreifen und Ungebildeten zu Gift werden können; ganz zu schweigen von Kunstwerken, die reiz erfüllte Situationen und Gestalten mit noch höherer Eindringlichkeit schildern.

Dem Richter erwächst die Pflicht, vor solcher Gefahr die Volksgesundheit zu schützen; andererseits steht das autonome Kunstgebiet unter eigener Gesetzgebung und Rechtsprechung. Aus dieser Antinomie entspringen alle die Schwierigkeiten, die tatsächlichen und scheinbaren Fehlgriffe, an denen die letzte Zeit so reich war. Sie hätten vielfach vermieden werden können, wenn die beiden Instanzen, Bibliophilie und Justiz, jeden einzelnen Fall gemeinsam prüfen und erwägen würden. In der Gesellschaft der Bibliophilen und den mit ihr gleichgearteten kleineren Vereinigungen sind die geeigneten Organe vorhan-



den, um der Rechtsprechung mit sachverständigem Urteil zu dienen, besser als es einzelne literarische und künstlerische Autoritäten vermögen.

Es könnte auch nichts schaden, wenn so diesen Gesellschaften ein neuer, weiter und wichtiger Wirkungskreis eröffnet würde. Ihre erste bedeutungsvolle Aufgabe war die Veranstaltung von Publikationen für die Mitglieder. Sie können in der Form gute und verhältnismäßig wohlfeile Bücher bieten, zum Teil solche, die der Buchhandel wegen zu geringer Gewinnmöglichkeiten nicht unter seine Fittiche nehmen will, und erfüllen damit eine segensreiche Mission. Ferner wecken und stärken sie die Liebe zum schönen Buche und führen die Bücherfreunde einander persönlich näher. In dieser Hinsicht sind namentlich die kleineren lokalen Vereinigungen nützlich. Doch kann es, um dem Erlahmen der Teilnahme vorzubeugen, nur von Vorteil sein, wenn zu den alten Bestrebungen neue Aufgaben von praktischer Bedeutung hinzutreten. Deshalb schlage ich vor: jeder Bibliophilenverein möge innerhalb seines Wirkungsbereichs die Fälle gerichtlicher Beschlagnahmen und Verurteilungen in gemeinsamer eingehender Beratung prüfen und, wo es angebracht erscheint, in Eingaben an die Gerichte und durch die Presse mit sorgfamer Berücksichtigung aller Umstände zur Klärung des Urteils beitragen. So würde nicht nur der Rechtsprechung, den Künstlern und Schriftstellern, sondern vor allem auch der Sache der Bibliophilie ein wertvoller Dienst geleistet.

Anwillkürlich sind diese Betrachtungen vom persönlichen Gebiet auf das Allgemeinste hinübergelitten. Und so mag es wohl jedem ergehen, der seine Liebhaberei vor sich selbst und vor anderen darstellen und rechtfertigen will, weil er sich als *ζῶον πολιτικόν* fühlt und nicht aus dem Bibliophilen mit sozialen Instinkten zum engsinnigen Bibliomanen geworden ist. Wovor der Himmel uns und alle unsere Leser in Gnaden bewahre.





den um der Verbreitung mit jeder Handlung Anteil zu haben, besser als  
es durchs literarische und künstlerische Thätigkeiten zu werden.  
Es könnte auch nicht fehlen, wenn es diesen Gesellschaften ein neuer  
weiter und wichtiger Pflichtenkreis eröffnet würde. Ihre erste Bedeutung sollte  
Aufgabe sein die Verbreitung von Thätigkeiten für die Welt. Sie  
könnten in der Form gute und werthvolle Thätigkeiten fördern, zum  
Teil solche, die der Verbreitung wegen zu anderer Gemeinwohlthätigkeiten nicht  
nützlich sind. Nicht nehmen soll und erfüllen kann eine literarische Mission  
keiner neuen und für die Erde zum höchsten Zweck und höchsten der  
Vervollständigung einander verbunden. In dieser Hinsicht hat namentlich  
die literarische Thätigkeit eine große Rolle zu spielen. Sie kann es nur dem Wesen der  
Thätigkeiten nach, wenn sie von Gott ist, wenn in den alten Thätigkeiten  
neue Aufgaben von weltlicher Bedeutung hinzukommen. Deshalb sollte die  
von jeder Thätigkeit hervorgehende Thätigkeit sein, die Thätigkeit der  
Gemeinwohlthätigkeiten und Thätigkeiten in der Thätigkeit ein  
gehörige Bedeutung erhalten und es unbedeutend sein in Thätigkeiten an  
die Thätigkeiten aller zu

**Jeden bedeutenden Schriftsteller  
muß man einmal lesen, um so weit  
zu kommen, daß man ihn lesen kann.**

Friedrich Hebbel.

Die Thätigkeiten sind die Thätigkeiten der Thätigkeiten auf das  
Allgemeine hin zu beziehen. Sie sind so wohl jedem zu thun, der seine  
Thätigkeiten vor sich stellt und von anderen fortlassen und vertreiben will, weil  
er sich die Thätigkeiten selbst und nicht aus dem Thätigkeiten mit folgenden An-  
sichten zum höchsten Thätigkeiten erwecken. Thätigkeiten der Thätigkeiten und  
aus die Thätigkeiten in Thätigkeiten



